

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 201 Bromberg, den 3. September 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von **Michael Zorn.** Urheberschutz für (Copyright 1935 by) Verlag Scherl-Berlin.

(16. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

„Herr Forstmasta, da san ma wieder!" sagte der Fiederer, der mit dem Peter vor dem alten Herrn stand. Sie waren heute, am Sonntag, in vollem Wichs und mit ihren Gewehren zum Forsthause niedergestiegen. Jetzt standen sie vor dem Schreibtisch, an dem ihr Vorgesetzter saß. Der sah sie erstaunt an.

„Dös is nämlich so, Herr Forstmasta", begann der Heinrich, „weil nämlich der Toni, der Rottenmanner, dro'm am Berg si zu Tod schinden tuat — ganz dürr und kraplig is a scho word'n von dera vielen Arwat — und z'wegen dem, weil halt der Toni vüll zuweni Leut hat — und weil ma denken, daß ma den Wald fein ausputzt ham' über'n Winter —" er verhaspelte sich und blieb kläglich stecken.

Da machte der Peter Zinner ausnahmsweise den Mund auf:

„No — halt — da Heinrich red't net das Richtige. Mir ham' g'arwat, wia's da Herr Forstmasta wollen hat, und weil grad hiatzt dö neuchen Forstgehilfen eing'standen sein, so brauchts uns eh net gar so dringend mehr, und mir danken schön für dö Arwat, und da san unsere G'wehrln."

Er stellte seinen Mannlicher-Schönauer säuberlich an den Schreibtisch und der Fiederer lehnte den seinen daneben.

„Ja — Himmelkreuzdonnerwetter!" schrie der Forstmeister, „mir scheint gar, ihr tuts ma den Dienst aufsagen? Seids verruckt worden alle zwei? Jetzt grad, wo alles wieder halbwegs in Ordnung geht?"

Der Fiederer schwenkte begütigend seine Hand.

„Na — na", sagte er, „san S' net harb, Herr Forstmasta; mir tuan gar nix aufsagen, mir bedanken uns hiatzt z'wegen dem schönen Dienst im Winter, und mir gengan hiatzt zum Toni, den Schlag umlegen, weil der mit seine paar Manda allan dös net schaffen kann."

Der Forstmeister schüttelte den Kopf. Er sah es den beiden an, daß es ihnen damit völliger Ernst war. Herrgott, die beiden — wenn er sie losließ, dann adjö, Hirsche und Rehböcke!

„Dös kann i net!" sagte er wütend. „Ich will euch grad heraus sagen: ich kann euch net auslassen. Ihr zwei — ihr möchts ma mein' Wald schön unsicher machen. Das gibt's net, ihr könnts ma den Dienst net so hinhauen und einfach weggehen."

Der Zinner mischte sich wieder in die Unterhaltung. Er sprach langsam, begütigend, wie zu einem, der noch immer nicht verstehen will:

„Hiatzt, Herr Forstmasta, dös muaß ma einsegen, mir können den Toni net allan lassen, bei dera vüllen Arwat im Schlag — und —" er machte eine großzügige Geste mit dem Arm, „damit da Herr Forstmasta ka Angst zum haben braucht: da Heinrich und i — mir versprechen, daß ma im Wald, der was dem Herrn Forstmasta seiner is — auf kan' Fall mit'n Büchserl spazierengehen."

„Und", fiel der Fiederer ein, „dös ham' ma a ausdenkt, z'wegen dö Raubschützen, wann's amal schiaf geht und da Herr Forstmasta Leut braucht auf a paar Täg, uns können S' scho haben; aber mir gengan hiatzt ins Holz arwaten, zum Toni."

Der Forstmeister wütete, bat, drohte. Umsonst. Die beiden Eisenschädel schüttelten die Köpfe und begannen immer wieder damit, „daß ma ja den Toni net so abrackern lassen derf."

Endlich gab der alte Herr klein bei. Er war froh, wenigstens das Versprechen zu haben, daß die beiden in seinem Walde nicht ihr Unwesen treiben wollten. Damit mußte er sich zufrieden geben. Schweren Herzens ließ er sie ziehen. Er war ungläubig; das Wort der beiden schien ihm nicht ganz sicher. Wohl mußte er anerkennen, daß der Heinrich und der Peter ihren Aushilfsdienst in vorbildlichster Weise geleistet hatten. Es war den beiden gelungen, die Wilddiebe aus den Tälern vom Hochwild fernzuhalten, den geringen Bestand ohne Plünderungsversuche über den Winter hinüberzubringen.

Mürrisch stand er auf. Eigentlich tat es ihm um die Prachtkerle leid. Aber er schluckte seinen Groll hinunter, schüttelte den beiden herzlich die Hände und erinnerte sie nochmals an ihr Versprechen.

„Ka Sorg, Herr Forstmasta", sagte der Fiederer, „mir ham' a unsere Ehr! Nur ka Sorg net!"

Dann steckten sie ihren Lohn in die Hosentasche, machten ihre Kratzfüße und traten als freie Männer wieder aus dem Hofe des Forsthauses, gefolgt von dem tobenden Gebell der Meute, die hinter den Zwingergittern sprang und witterte. Der Zinner stieß den Fiederer an und sagte schmunzelnd: „Siagst es, Heinrich? Dö Ludern? Dö ham s' akarat außi, daß ma kane Jager mehr san. Hiatzt möchten s' uns am liabsten an die Lederhosen."

Als sie die erste Berglehne hinter sich hatten, schmiß der Zinner sein Hütel in die Luft und stieß einen langgezogenen, gröhlenden Jauchzer aus.

„Hiatzt san ma kane Jager mehr", sagte er, „hiatzt könnt' ma wieder amal beim Wastl ordentli raufen und — am nächsten Sonntag hol i ma von dera drübrigen Seiten a schön's Böckerl."

Der Fiederer grinste. Die beiden hatten sich „auf der drübrigen Seiten" schon ganz genau umgesehen. Da gabs verschiedenes, was zu holen war.

Es war gegen Abend, als sie oben im Schlag beim Toni Rottenmanner eintrafen. Ihr Rucksack war mit den Notwendigkeiten eines ordentlichen Holzknechtes prall gefüllt, es waren aber auch Sachen darin, die nicht gerade zur Holzarbeit nötig waren. Das Waldgerät hatten sie mit, warfen es in der Hütte auf den Boden und sagten zum erstaunten Toni:

„Da san ma. — Brauchst kane Leut?"

Sie lachten und freuten sich, schüttelten dem Toni die Hände, aßen eine Unmenge Schmalznocken und erzählten schließlich, daß sie wieder „freie Männer" wären.

Der Toni machte ihnen Vorwürfe, aber sie waren nicht sehr ernst gemeint. Im Herzen war er froh, daß die beiden da waren. Die Zweite MG war wieder beisammen.

Am nächsten Morgen spuckten sie in die Fäuste und gingen mit Eifer und lange zurückgedrängter Lust den ragenden Stämmen zu Leibe. Fiel einer, dann nickte der Zinner dem Toni zu. Ja — das konnten sie, das hatten sie gelernt, in dieser Arbeit waren sie prima.

Jetzt waren sie, mit dem Hannes, ihrer acht. Tüchtige Männer, die ihre Arbeit verstanden. Wolf war zufrieden, dehnte sich neben dem flackernden Herdfeuer und sah dem Wenzel beim Kochen zu. Es war alles sehr gut. Die er liebte, waren hier auf einem Haufen, so wie früher, als sie noch irgendwo in einem Loche hausten.

Nur die Luft hatte andere Geräusche. An Stelle der pfeifenden, singenden, schnalzenden, krachenden Töne gab's in regelmäßigen Zeiträumen tagsüber splitterndes, dröhnendes Stürzen.

Die Nächte aber, die waren ruhig.

Da konnte man schlafen.

•

Wieder war es Sonntag. In der Hütte des Rottenmanner in Oberdorf saßen der Hannes und das Mariele. Die Küche war warm und gemütlich, alles blinkte vor Sauberkeit, da das Mariele die ganze Zeit über, da die Männer auf dem Berg arbeiteten, das Heim der beiden Rottenmanner betreut hatte.

Das Mädchen hockte auf einem dreifüßigen schweren Schemel und hatte das Strickzeug in der Hand. Eifrig klapperten die Nadeln, und der Strumpf, der im Werden war, zeigte bereits respektable Länge. Der Hannes aber hatte eine besondere Arbeit. Mit grobem Kamm und fester Bürste behandelte er den dichten Pelz des Hundes, der vor ihm stand und diese Säuberungsaktion gutmütig über sich ergehen ließ. Sonne kam durch die blanken Scheiben und erfüllte die Herzen der Kinder mit Fröhlichkeit und Frühlingshoffen.

„Alsdann", sagte der Hannes, „mit dem Schlag san ma ferti, und da Vatter und i ham' a ganz schön verdient. Hiazt kann i schon alles, was zum Baumumlegen g'hört. Der Baum muaß dorthin fallen, wohin i will..."

Der Bub war in diesem Winter noch ein Stück gewachsen, breiter, kräftiger geworden.

Aber dürr! Nichts wie Muskeln und Knochen. Kein Bröckerl Fett am Leib!

Er fuhr fort: „Woaßt, Mariele, du kannst hiazt a schon alles, was zu aner klanen Bergbäuerin g'hört. Bal i groß bin, dann tuan mir zwa heiraten, mir passen scho alleweil guat z'sammen."

Sehr ernst und bedächtig hatte er gesprochen. Das stille Gesicht des Mädchens verklärte ein Lächeln:

„Aber, Hannes, du bist wirkli net g'scheit", sagte es. „I bin ja no ganz klan, und dös wird no lang dauern, bis mir zwa heiraten können. Aber wahr is'" — ganz stolz kam es heraus —, „i kann scho a bissel von da Wirtschaft. Bis i ganz groß bin, hab' i scho alles dazuag'lernt, was mir zwa brauchen tuan!"

Wolf hörte aufmerksam zu. Die Hand des Mädchens ließ den Faden fahren und fuhr über den Kopf des Hundes. Jetzt kam Sorge in die Augen des Mädchens:

„Woaßt, Hannes — mei Vatter, da Hirschgruber Waftl, der g'fallt ma net recht. Alleweil tut er husten in da Nacht und kann net recht schlafen. Und z'wegen dem nichtigen Geld tuat er si a so kränken. Weil's immer und immer teurer wird — da Wein und dö Wurscht und da Speck und da Schnaps — was halt in an Wirtshaus braucht wird. Und mit dem Geld, was er im Habersack hat, kriagt er beinah gar nix mehr zum kaufen."

„Mir machen das anderst", meinte der Hannes. „Mir Holzknecht, wann ma a Geld kriagen tuan, mir tuan glei einkaufen, was ma brauchen. Mir ham' ka Geld — net im Habersack und im Hosensack a net. Aber a neuch's G'wand hab' i ma kauft — da Wenzel hat's g'macht — und neuche Schuach und zwa Hemden und Unterzeug — und — sogar a Seifen hab' i ma kauft."

Nicht die rauhe Sandseife — o nein! Beim Krämer unten hatte sich der Hannes, einer eitlen Regung folgend, eine „riachete" Seife gekauft. Fein säuberlich in Seidenpapier gewickelt, lag sie in seiner kleinen Holztruhe oben im Schlag, und zeitweise roch er mit Vergnügen daran.

„Z'wegen dein Vattern", fuhr der Hannes fort, „du muaßt an Dokta kommen lassen, oder da Hirschgruber muaß amal abi nach Steinach. Das, was mit dem Husten is, so hat's bei mei Muatterl a ang'fangt — alleweil husten und husten und net schlafen können. Da muaß ma dazuaschauen, sonst is' eppa zu spat."

Erschreckt blickte ihn das Mariele an.

„Glaubst wirkli, daß ma an Dokta holen muaß?" fragte es ängstlich.

„Na, i woaß ja net", meinte der Bub, „aber i denk ma. Muaßt amal unsern Herrn Pfarrer fragen, der woaß no immer das Richtige, der wird da sagen, was dei Vatter machen soll."

Das Mariele legte den Strumpf beiseite.

Vom kleinen, graubeschindelten Türmchen der Dorfkirche kam der Klang der Mittagsglocke. Die Kinder falteten die Hände und beteten. Dann schichtete das Mädchen dürres Reisig und Holz auf die Steinplatte des Herdes. Lustig flackerte das Feuer, der Hannes brachte Wasser, und nach einer Weile gab es für die drei — Wolf inbegriffen — eine prächtige Mahlzeit. Gelben Türkensterz mit heißen Speckwürfeln und warmer Milch. Langsam aßen sie, dann reinigte das Mariele das benutzte Küchengerät, der Hannes aber rüstete sich zum Aufstieg in den Schlag.

Sie gaben sich die Hände, lächelten ein wenig, und das Mariele sagte:

„Auf'm nächsten Sonntag — net wahr, Hannes?"

Der nickte. Am nächsten Sonntag! Früher war es nicht möglich. Er pfiff dem Wolf, der sich vom Mariele nicht trennen wollte und immer wieder zu ihr zurücklief. Bevor Hannes im Walde verschwand, rief er noch ein „Hallo!" hinunter zur Hütte, an deren Tür er ganz klein das Mariele stehen und mit der Hand winken sah. Ganz dünn kam von unten das „Hallo!" zurück. Dann stieg er weiter auf, zweieinhalb Stunden. Als er eintraf, war die Abenddämmerung schon da. Die reine Sicht zeigte die heimatlichen Bergriesen nahe und greifbar. Eine Weile stand Hannes und schaute. Immer, wenn er die Berge ansah, hatte er ein beglückendes Gefühl in der Brust. Er liebte sie, bewunderte sie. So ruhig und unberührt, so stolz waren sie. Und gar, wenn die Abendsonne darauf ruhte. Diese Farben, dieses Licht, diese Schatten! Sah er das, so war der Hannes glücklich. Warum, wußte er nicht. Aber das Glücksgefühl hielt noch an, wenn er schon lange auf der Pritsche lag und mit offenen Augen auf die verlöschende Herdglut in der Holzknechtshütte starrte.

Anfang Juni kam der Forstmeister vom Tal aufgestiegen. Der Toni Rottenmanner mußte hören, daß es mit der Arbeit zu Ende sei.

Das Gespenst der Arbeitslosigkeit reckte sich drohend auf. Für einige Zeit hatte man ja vorgesorgt, man hatte zu leben. Aber dann? Gott mußte helfen.

Ende der Woche holte der Hannes den letzten Lohn für die „Partie". Der Toni zahlte aus, und jeder rüstete sich zum Abstieg.

Der Florl ließ solange nicht locker, bis ihm der Fiederer versprochen hatte, mit auf den Hof zu kommen.

„Woaßt", sagte der Florl, „du bist mei Rettung. Dös Weibsbild is ma zu resch. I bin ganz kloan neben dera. Wannst bei mir arwaten tuast, dann san ma zwa Mannsbilder. Dann hab'm ma das Überg'wicht."

Der gute Florl, er war erfindungsreich, wenn es galt, den Freunden hilfreich zu sein.

Der Peter ging mit dem Ladenhaufen.

Der Gairinger fluchte, was das Zeug hielt, und ging zur Mutter.

Der Wenzel Kralizek setzte sich wieder auf den Schneidertisch und begann die angehäufte Flickarbeit im Dorfe zu erledigen.

Der Toni, der Hannes und der Hund gingen heim.

Wieder gingen Wochen in die Ewigkeit.

An einem klaren Julimorgen trat der Mathes aus der Stube, rieb sich die Hände und ging zum Brunnen, um sich zu waschen. Aus dem Stalle kam dumpfes Gebrüll, das Vieh rasselte mit den Ketten, war unruhig.

Der Mathes ging nachzusehen. Und als er den Stallraum betrat, sah er, daß das Vieh noch nicht gefüttert war. Er schrie nach dem Peter — der meldete sich nicht. Das Bett in der Schlafecke war unberührt.

Au verflucht! dachte der Bauer, hiazt is da Lackel g'wiß auf die Nacht außi, und hiazt is ihm sicher was passiert.

(Fortsetzung folgt.)

Der Fisch steht bei Uhldorf.

Eine Geschichte vom Bodensee von **Erich Kunter.**

Im Sonntagsanzug und mit hochmütiger Miene, die indes seine innere Unsicherheit verbergen mußte, ging Martin Schilpp die Straße entlang zum Dorf hinaus. Männer, Weiber und Kinder gafften ihm nach. Nein, das war noch niemals vorgekommen, daß ein Fischersohn den Werktag zum Feiertag machte. Es war eine Herausforderung, eine trotzige Tat.

Die Leute, schon lang mit dem Klatsch über Martin und das fremde Fräulein beschäftigt, griffen den Gesprächsstoff emsig von neuem auf. „Es ist ein Ärgernis", sagten sie. „Nun wird's aus sein zwischen Martin und Anna."

Die Anna stand derweil oben im Dachgiebel und sah traurig zu der kleinen Dachluke hinaus. Langsam und in einem Schritt, dessen Gleichmäßigkeit Gleichmut ausdrücken sollte, ging Martin auf der Landstraße nach Meersburg dahin. Anna wandte ihre Blicke ab und stieg hinunter. Scheu wollte sie an der offenen Tür der Wohnstube vorbeihuschen, aber die Mutter zog sie ingrimmig und unsanft am Arm herein. „Da schau, dort geht er hin!" zeterte sie. „Das hast du nun von deiner Liebe. Der Bursche! Erst verdreht er dir den Kopf, bringt uns alle durcheinander, und nun? — He?! Jetzt kann er auf einmal ohne dich leben und scheint's viel besser noch mit der andern, der Stadthexe . . ."

„Mutter!" bat Anna gequält.

Und der Vater beschwichtigte: „Reg dich nicht auf, Weib! Ist schon gleich. Trifft ja das Mädel am ärgsten. Wärst uns gefolgt, Anna, und hättst den Franz genommen. Wär' dir viel Kummer erspart geblieben. Aber laß gut sein, er wartet heut noch auf dich."

Der Fischer schickte sich an, wieder an die Arbeit zu gehen, und forderte die Tochter auf, ihm beim Aushängen der Netze behilflich zu sein. Das junge Mädchen folgte ihm willig. Der Vormittag verging mit harter Arbeit. Ihr Sinn war von dem eifrigen Werken ganz beansprucht. Nur selten flog ein schneller Blick, ein flüchtig Erinnern in die Ferne zu dem Treulosen. —

Der saß um diese Zeit bei dem fremden Fräulein im Segelboot und ließ sich und seine Liebesträume auf der weiten, sehnsüchtig weiten Fläche des Wassers schaukeln. Versunken war seine dörfliche Welt, vergessen die Liebe zu Anna, mit der er ein Heim in der Heimat hatte haben wollen. Alles hatte sich verändert, ach, so unbegreiflich verändert. Er selber war ein ganz anderer geworden. Und diese Wandlung hatte jene rotblonde Hexe dort, das schöne fremde Fräulein aus der Stadt vollbracht.

Er durchlebte alle Freuden und Leiden seiner Liebesleidenschaft noch einmal. Das Schicksal selbst hatte ihn mit Doris zusammengeführt. In einem der plötzlich hereinbrechenden, gefährlichen Sturmwetter auf dem Bodensee war das Segelboot des Fräuleins gekentert. Er konnte mit seinem Motorboot zu Hilfe eilen, Doris und ihren Begleiter aus Seenot retten. Sie behauptete nun, ihm ihr Leben zu verdanken. Verpflichtete und verband sie das ihm für immer? — „Was soll das werden?" seufzte er wieder, wie so oft.

Nagende Zweifel kamen. „Spielst du nicht mit mir?" fragte er sie einmal. „Ich bin ein ungeschliffener Bursche aus dem Fischerdorf und du ein schönes Fräulein aus der Stadt. So viele vornehme Herren umwerben dich. Wie kommst du dazu, gerade mich . . ."

Sie küßte ihn und lachte klingend: „Gerade dich, du dummer, lieber Junge! Weil du so unverdorben, so urwüchsig und so stark bist. Ganz anders als die geschniegelten Herrchen in der Stadt. Sieh mir in die Augen! Ich habe dich aufrichtig lieb. Genügt dir das nicht?"

Dann vergaß er seine Pein und barg sich beseligt an ihrer Brust. Aber je länger, je mehr ließen ihm Zweifel und Argwohn keine Ruhe. Er quälte sich und Doris damit. Da wurde sie ernstlich verstimmt. „Bist du nicht zufrieden, daß ich dir meine Liebe schenke? Willst eine Rückversicherung haben? Du bist frei, Martin . . . Wirst du mich verlassen?"

Martin fühlte einen leisen Schmerz in der Brust. Für Sekunden kam ihm zu Bewußtsein, in welche ihm sonst fremde Welt er hineingezogen worden war und daß diese Frau ihm im Grunde seines Herzens doch immer fremd sein würde. Aber hatte er die Kraft, von ihr zu gehen?

Ein tiefes Verzagtsein erfaßte ihn. In dem schwanken Schiffchen lag er hingestreckt neben Doris und hing seinen Gedanken nach. Sie entriß ihn seinen quälenden Grübeleien, plauderte und scherzte. Immer mehr Freude empfand sie an dem Spiel. „Du, Liebster, höre, komme morgen wieder!" flüsterte sie an seinem Ohr. „Den ganzen Tag! Wir segeln zur Insel Mainau und werden glücklich sein."

Er wehrte bestürzt ab: „Das ist unmöglich, Doris. Dann brauche ich gar nimmer nach Hause zu gehen. Es ist schon Gewitterstimmung im Dorf."

In den Augen des jungen Mädchens blitzte ein böser Schein. Doris schwieg und steuerte das Boot in den Hafen. Dann reichte sie dem Burschen zum Abschied die Hand. „Ich oder das Dorf, Martin!" sagte sie hart. „Morgen früh an dieser Stelle! Kommst du nicht, sehen wir uns nie wieder. Denn dann reise ich heim." —

In großer Verwirrung kam Martin ins Dorf zurück. Die bange Frage wich nicht mehr von seiner Seele: Doris oder das Dorf? Ja, morgen früh stand er vor der Entscheidung: dableiben oder zu ihr gehen, von hier weg für immer. Aber was gab es da zu entscheiden? Konnte er einen anderen Weg gehen als zu Doris, wenn sie ihn rief? Ach, sich zu entscheiden, war hart; aber nicht minder hart war es, zu scheiden!

Wie ein Sünder schlich er durch die Straße; der stolze Mut vom Vormittag war von ihm gewichen. Bald jedoch fiel ihm auf, daß man ihn kaum beachtete. Die Leute waren merkwürdig erregt und liefen geschäftigt umher.

Vater Schilpp begrüßte seinen Sohn kurz. Er stellte ihn nicht zur Rede. Dem Jungen wäre eine heftige Auseinandersetzung lieber gewesen; dabei hätte er vielleicht einen willkommenen Grund gefunden, sofort seine Sachen zu packen und abzuziehen.

„Was — was gibt's denn im Ort?" fragte Martin, sich verlegen räuspernd.

„Weißt du's noch nicht?" entgegnete der Alte. „Alfons Möhrle hat einen riesigen Fang gemacht. Der Fisch steht bei Uhldorf."

Martin starrte den Vater an. Diese Nachricht in diesem Augenblick, — er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte.

Für den Fischer ist die Nachricht, daß da und da der Fisch „stehe", erregend und aufrüttelnd. Den Goldsuchern, die das Gerücht vom Auffinden einer neuen Goldader erreicht, mag es ähnlich zumute sein. „Der Fisch steht" heißt soviel wie: Große Mengen von Fischen haben sich an einer bestimmten Stelle zusammengezogen ,und ein großer Fang ist zu erwarten.

Der Fisch steht bei Uhldorf! — Dieser seltene Glücksfall war seit langem nicht zu verzeichnen gewesen. Geschäftig trafen die Fischer die Vorbereitungen zur großen Ausfahrt am nächsten Morgen. Jung und alt war bis spät nachts an den Booten und Netzen tätig. Dann ein paar Stunden Schlaf, und um vier Uhr in der Früh herrschte bereits wieder reges Treiben.

Martin jedoch stand vor allen anderen auf. In der ruhelosen Nacht hatte er Pläne gemacht und wieder verworfen, hatte geschwankt, sich bald zu diesem, bald zu jenem entschieden und war doch zu keinem Entschluß gekommen. Mechanisch holte er seine Arbeitskleider hervor, warf sie dann in eine Ecke und zog den guten Anzug an. Verstört ging er im Zimmer umher, fing an, sich wieder zu entkleiden, kramte erneut den Arbeitsanzug vor. Ein paar Mal ging's so: jetzt dies, dann das.

Im Morgengrauen stand er auf der Straße, sonntäglich gekleidet, mit dem Reisekoffer in der Hand. Wie ein Dieb bei der Nacht machte er sich davon. Es war ein schwerer Gang; an seinen Füßen schienen Bleigewichte zu hängen. In seinem Innern tobten Aufruhr und Widersprüche.

„Der Fisch steht dort im See!" Welcher Fischer war da nicht zur Stelle? Eine traurige Kreatur von einem Fischer mußte der sein, wer diesen Appell an sein Blut überhörte! Ein fahnenflüchtiger Soldat war er.

Martin Schilpp drehte sich plötzlich wild um und rannte zurück. Der Vater stand vor dem Haus und sagte ruhig, als wäre nichts vorgefallen: „Schnell, schnell! Gleich sticht die Flottille in See!“ Es klang etwas in seinen Worten, als hätte er sagen wollen? Ich wußte ja, daß du nicht abtrünnig werden kannst . . .

Martin faßte in einer unbewußten Regung nach der Hand des Vaters und drückte sie. Ja, jetzt hatte er die Versuchung endgültig bestanden! Jetzt war er gerettet und frei und gehörte wieder sich selbst und den Seinen.

Die Boote fuhren hinaus und verteilten sich auf dem See. Einen einzigen langen Blick warf Martin an diesem Morgen noch nach Osten. Dort hinten am Horizont entschwand ein weißes Segel wie eine schaumzarte Wolke.

Der Bretterzaun.

Siedlerskizze von **Claus Back.**

Sie hatten alle lange warten müssen und durften ein halbes Jahr an der Vorfreude zehren, bis die neue Stadtrandsiedlung fertig und beziehbar war. Endlich standen die schmucken Häuschen da, schon von außen wohnlich und anheimelnd anzuschauen. Jedes von ihnen war langgestreckt und sollte rechts und links zur Hälfte von je einer Familie bewohnt werden. Jedes hatte auf der Rückseite ein großes Gartengelände, das der Länge nach durch einen Drahtzaun in zwei Hälften geteilt wurde.

In solch ein Haus zogen auch Felix Gras und Guido Sperrangel, der eine links, der andere rechts hinein. Beide brachten ihre Frauen mit, Kinder jedoch nur Felix Gras. Die Männer hatten sich vordem noch nie gesehen und erblickten sich gleich am ersten Tage im Garten über den Drahtzaun hinweg. Sie begrüßten sich freundlich, traten an den Zaun, schüttelten sich herzhaft die Hände und gelobten sich treue Nachbarschaft. Felix Gras war klein und dünn und hatte eine spitze Nase. Guido Sperrangel jedoch besaß eine massige Gestalt, auf der ein kleiner runder Kopf hockte. Beide erzählten dann ihren Frauen von der Begegnung.. Beide meinten, sie würden sich gut vertragen.

Und das traf auch ein. Guido Sperrangel hatte noch nie einen Garten gehabt und wußte mit seinem Grundstück nichts Rechtes anzufangen. Felix Gras dagegen entpuppte sich als ein kundiger und leidenschaftlicher Gärtner, der jedes Fleckchen Boden auszunutzen verstand und sich sogar zwei Ferkel zugelegt hatte, die fröhlich grunzten und in einem besonderen Gehege kurzbeinig auf- und abgaloppierten. Felix Gras gab dem Nachbarn bereitwilligst jeden Rat und jede gewünschte Auskunft; und Guido Sperrangel richtete sich danach und tat, wie ihm geheißen. Aber da ihm gar zu viele Kenntnisse fehlten, fragte er immer und immer wieder und wartete jedesmal schon am Zaun, wenn Felix Gras aus dem Hause trat. Und Felix Gras sagte eines Tages zu seiner Frau: „Der Mensch wird mir allmählich lästig.“

Inzwischen waren die Ferkel herangewachsen. Und Guido Sperrangel sprach eines Tages zu seiner Frau: „Der Schweinegestank wird allmählich unangenehm.“

Von nun an waren die beiden Nachbarn verstimmt aufeinander, doch ließen sie es sich gegenseitig nicht anmerken. Guido Sperrangel ging nach wie vor an den Zaun, um zu fragen und hinüberzublicken. Aber er achtete dabei von Tag zu Tag mehr auf den Geruch. Und Felix Gras gab weiterhin Ratschläge, doch tat er es mit heimlichem, ständig wachsendem Groll. Nach einiger Zeit sagte er zu seiner Frau: „Der dicke Kerl da drüben verleidet mir alles. Ich mag gar nicht mehr in den Garten gehen!“ Und Guido Sperrangel machte seinerseits seinem Herzen Luft: „Dieser jämmerliche Zwerg mit seinem Schweinegestank verdirbt mir die ganze Lust an meinem Garten. Wenn ich ihn nur nicht mehr zu sehen brauchte, den Hering!“

So schwoll der Grimm an. Mit Zornesfalten auf der Stirn gingen die Männer durch den Garten und sandten sich wütende Blicke zu, bis Guido Sperrangel einmal die Galle überlief und er lospolterte: „Wie lange soll das eigentlich noch gehen mit dem verdammten Schweinegestank? Meine Erdbeeren schmecken nach Schweinen, meine Kohlrabi schmecken nach Schweinen, meine Nelken riechen nach Schweinen, eine Schweinerei ist das, einfach nicht mehr auszuhalten!“ — Felix Gras schien nur auf solchen Anstoß gewartet zu haben, denn sofort krähte er dawider: „Geschieht Ihnen recht so! Haben ja Ihre Kunst von mir. Geh'n Sie endlich weg vom Zaun! Ich will meinen Garten für mich allein. Ich will meine Ruhe haben!“ — „Frechheit!“ schrie Guido Sperrangel. — „Unverschämtheit!“ kreischte Felix Gras. Sie stürmten außer sich jeder in seine Haushälfte und verboten ihren Frauen den Verkehr mit der Nachbarfamilie. Aber die Weiblichkeit kehrte sich nicht daran und lachte insgeheim über die Männer.

Guido Sperrangel ging zum Zimmermann. „Ja“, sagte der lächelnd, „soll ich nun einen Bretterzaun machen oder zwei? Der andere Herr hat auch schon einen bestellt.“ — „Machen Sie einen in Teufels Namen!“ brummte Guido Sperrangel. „Aber ich zahle die Hälfte, ich will nichts geschenkt haben.“

Der Bretterzaun kostete sehr viel Geld, denn er war mannshoch. Als er fertig war, schritt Guido Sperrangel an ihm entlang und roch in die Luft, ob der Schweinegestank herüberwehe. Dann entdeckte er eine Ritze im Zaun und roch auch daran. Und wie er hindurchblinzelte, sah er Felix Gras sitzen und eines seiner Kinder auf den Knien halten. Das Kind sah mit ernsthaften, gläubigen Augen zu dem Vater auf und umschlang dann mit jäher Heftigkeit seinen Hals. Felix Gras aber schaute mit wundersam verklärtem Gesicht in den Himmel — —. „Hm!“ räusperte sich Guido Sperrangel.

Bald darauf schlich Felix Gras am Zaun entlang und untersuchte die Fugen, ob nicht der verhaßte Nachbar doch durch eine heimlich hindurchspähe. Da erblickte er ihn und erstaunte. Denn dort hockte der massige Mann auf dem Kiesweg und war in den Anblick eines Schmetterlings, eines Pfauenauges versunken, das in der Sonne saß und langsam die Flügel auf- und zuklappte. Guido Sperrangel ahmte den Schmetterling mit seinen Händen nach und legte sie auseinander und wieder zusammen — auseinander und wieder zusammen — lange Zeit —. „Hm!“ räusperte sich Felix Gras und kratzte sich am Hinterkopf.

Seit diesen Tagen hegten die beiden Nachbarn eine verborgene Hochachtung voreinander, denn sie hatten einer in des anderen Herz geschaut. Aber der Bretterzaun war nun einmal errichtet, und obwohl sie sich jetzt darüber schämten, scheuten sie sich, es einzugestehen. Die beiden Frauen jedoch hatten den Stimmungsumschwung sehr wohl bemerkt, und so erfuhr Felix Gras, daß Guido Sperrangel ratlos und planlos im Garten wirtschafte und alles verderbe. Und Guido Sperrangel bekam zu hören, den Beeten des Felix Gras werde gar so viel Sonne entzogen. Und beide erklärten sich gern damit einverstanden, daß die überdies recht häßliche Bretterwand wieder entfernt würde.

Als dann der Drahtzaun dastand wie früher und die Männer sich im Garten erblickten, traten sie aufeinander zu, steif und förmlich und sehr verlegen, mit schiefem Lächeln. Sie sprachen vom Wetter, sie sprachen von diesem und jenem. Sie führten ein schier endloses Gespräch über unwichtige Dinge, bis sie zum Kern der Sache fanden. Keiner verriet, was er heimlich gesehen hatte. Aber Felix Gras sagte: „Ja, die Leute gehen zu oft nur nach dem Äußeren und urteilen oberflächlich und falsch!“ — Guido Sperrangel antwortete: „Die Leute sollten überhaupt mehr auf das achten, was sie gemeinsam haben, als auf das, was sie trennt!“ Die beiden Männer schwiegen und nickten gedankenvoll vor sich hin. Und dann sahen sie sich offen an und gaben sich die Hände.



Lustige Ecke



Katzenkrieg in Australien.

In Australien ist eine Katzenpest ausgebrochen. Zehntausende wildgewordener Katzen sind in die Wälder und Farmen eingefallen und haben Vögel und Geflügel in großen Mengen vernichtet. In Queensland hat ein Farmer in einer Nacht 130 wilde Katzen zur Strecke gebracht. Ein australischer Reisender war Augenzeuge eines Katzenkrieges im Innern des Landes, in dem etwa fünfzig Tiere sich gegenseitig in Stücke rissen, während Hunderte von anderen Katzen auf benachbarten Bäumen lärmten.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.